

---

# Soziale Probleme

Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle

---

## 12. Jahrgang, 2001, Heft 1/2

**Axel Groenemeyer (Hrsg.)**

### **Soziale Probleme – Konstruktivistische Kontroversen und gesellschaftliche Herausforderungen**

Soziologische Konstruktionen sozialer Probleme und gesellschaftliche Herausforderungen – Eine Einführung <i>Axel Groenemeyer</i>	5
Metatheorie und Analyseprogramm – Zum Doppelstatus der relativistischen Problemtheorie <i>Michael Schetsche</i>	28
Vermeidbare Objektivismen – Überlegungen zur Soziologie der Soziologie sozialer Probleme <i>Helge Peters</i>	45
Struktur und Semantik sozialer Probleme – Problemsoziologie als Wissenssoziologie <i>Kai-Uwe Hellmann</i>	56
Soziale Arbeit und die nicht beliebige Konstruktion sozialer Probleme in der funktional differenzierten Gesellschaft <i>Albert Scherr</i>	73
Struktural-konstruktionistische Analyse und die Soziologie sozialer Probleme: Potentiale, Probleme und Perspektiven einer Forschungsrichtung <i>Thomas Ohlemacher</i>	95
Gesellschaftliche Konstruktion von Realität und Realität von Konstruktionen <i>Günter Albrecht</i>	116
Von der Sünde zum Risiko? – Bilder abweichenden Verhaltens und die Politik sozialer Probleme am Ende des Rehabilitationsideals <i>Axel Groenemeyer</i>	146
Community Diskurse in Jugendhilfe und Kriminalprävention <i>Holger Ziegler</i>	183
Zur Lage der Soziologie sozialer Probleme, abweichenden Verhaltens und sozialer Kontrolle an deutschen Universitäten <i>Sektion Soziale Probleme und soziale Kontrolle und Gesellschaft für interdisziplinäre wissenschaftliche Kriminologie (GIWK)</i>	209



Centaurus-Verlag  
ISSN 0939-608X

# **Vermeidbare Objektivismen – Überlegungen zu einer Soziologie der Soziologie sozialer Probleme**

von Helge Peters

## **Zusammenfassung**

*Trotz theoretischer Statements der „Objektivisten“, die gegen die Annahme sprechen, es habe einen Paradigmawechsel in der Soziologie sozialer Probleme stattgefunden, ist dieser Wechsel zu konstatieren. Es gibt eine Reihe von soziologischen Versuchen, diesen Wechsel zu erklären. Einen umfassenden Versuch dieser Art hat Michael Schetsche mit seinem Buch „Wissenssoziologie sozialer Probleme“ vorgelegt. Dieser Versuch wird in diesem Aufsatz kritisiert. Diskutiert wird der latente Objektivismus der Argumentation Schetsches und seine basale Annahme, dass der Paradigmawechsel einen Wandel des ontologischen Status' der Wirklichkeit reflektiert. Bemängelt wird darüber hinaus der unpolitische Charakter der Thesen Jean Baudrillards, die Schetsches Überlegungen zugrunde liegen.*

SCHLÜSSELBEGRIFFE: SOZIALE PROBLEME – KONSTRUKTIONISMUS – OBJEKTIVISMUS –  
BAUDRILLARD – DEFINITIONSANSATZ

## **Abstract**

### ***Avoidable Objectivisms – Reflections on a Sociology of Sociology of Social Problems***

*In spite of theoretical statements of the „objectivists“, which contradict the assumption that a change of paradigm has taken place in the sociology of social problems, this change is to confirm. There is a series of sociological attempts to explain this change. In his book „Wissenssoziologie sozialer Probleme“ Michael Schetsche has produced a comprehensive attempt of this kind. It is object of criticism in this article. The latent objectivism of the reflexions of Schetsche is discussed as well as the basic assumption of Schetsche, that the change of paradigm reflects a change of the ontological status of reality. Furthermore is criticized the unpolitical character of postulates of Jean Baudrillard which underlie the reflexions of Schetsche.*

KEYWORDS: SOCIAL PROBLEMS – CONSTRUCTIONISM – OBJECTIVISM – BAUDRILLARD –  
LABELLING APPROACH

## 1. Gewandeltes problemsoziologisches Paradigma

Die Soziologie sozialer Probleme interessiert sich heute vor allem für Problematisierungen von Sachverhalten, weniger für deren Entstehen. Problematisierungen von Sachverhalten werden als Konstruktionen, deren Ergebnisse als Konstrukt oder als Definition bezeichnet. Man sagt deswegen auch, dass die Soziologie sozialer Probleme vor allem konstruktivistisch oder – das ist unsere Wortwahl – definitionstheoretisch orientiert ist. Dies sei nicht immer so gewesen, erfahren wir von Soziologinnen und Soziologen sozialer Probleme. Das problemsoziologische Paradigma habe sich gewandelt (vgl. Schetsche 2000: 10, vgl. auch Albrecht 1990: 7; Groenemeyer 1999: 46 ff.).

Im Zuge der Erörterung dieses Wandels wird gern der Name Robert K. Mertons genannt. Merton (1975) gilt als der Klassiker der „objektivistisch“ genannten Gegenposition, von der aus die neuere Soziologie sozialer Probleme sich wegentwickelt habe (vgl. etwa Albrecht 1990: 5; Groenemeyer 1999: 61; Schetsche 1996: 3).

Ich möchte zunächst zu zeigen versuchen, dass Mertons Position nicht so eindeutig ist, wie zumeist angenommen wird.

Mertons zentrale Ausführungen zu der Differenz zwischen manifesten und latenten Problemen und der Wahrnehmung sozialer Probleme lassen daran zweifeln, ob Mertons Position zweckmäßigerweise als „objektivistisch“ einzuschätzen ist. „Objektivistisch“ heißt ja in der Soziologie sozialer Probleme: Angenommen werde, die Probleme existierten, auch ohne dass sie als solche wahrgenommen würden. Damit ist zwar ein Merkmal des Mertonschen Begriffs des latenten Problems richtig beschrieben. Gleichwohl aber bleibt Mertons Behauptung der Existenz latenter sozialer Probleme an die Annahme eines wahrnehmenden Subjekts gebunden. Den Werten nach – zu denken wäre etwa an Mertons Vergleich von Flugzeugabstürzen und Autounfällen –, an denen sich das Subjekt orientiert, sind latente soziale Probleme Probleme (Merton 1975: 124).

Merton formuliert hier eine Position, an der sich bis zu einem gewissen Grad auch definitionstheoretisch orientierte Problemsoziologen ausrichten – oft in kritischer Absicht. Das folgende definitionstheoretische Argumentationsmuster ist ja verbreitet: Die Problemdefinierer behaupten, das Verhalten X verletze den allgemein geteilten Wert Y. Diese Behauptung begründet die Behauptung der Existenz des Problems, das zu lösen ist: Das Verhalten X muss bekämpft werden. Es zeigt sich aber, dass diese Begründung brüchig ist. Denn ginge es darum, die Wirklichkeit so zu verändern, dass der allgemein geteilte Wert Y nicht verletzt wird, müssten neben dem Verhalten X noch ganz andere Verhaltensweisen bekämpft werden. Da dies nicht geschieht, ist zu vermuten, dass die Behauptungsgründe vorgeschoben sind. Es ist dann die Aufgabe der Problemsoziologinnen und -soziologen, die anderen Gründe zu ermitteln.

In der definitionstheoretisch orientierten Soziologie des Drogenkonsums zum Beispiel ist dieses Argumentationsmuster verbreitet: Ginge es – wie behauptet wird – um den Erhalt der Gesundheit, dürfte nicht nur der Konsum von Haschisch, Heroin usw. bekämpft werden. Bekämpft werden müsste auch der Konsum von Tabak

und Alkohol. Dies geschieht aber nicht. Also hat die Drogenpolitik andere als die behaupteten Gründe. Sie problematisiert sozusagen themafremd. Die Problemsoziologie sucht dann diese Gründe. Sie werden etwa in den Interessen der Polizei oder in Zwängen gesehen, die sich aus politischen Koalitionsnotwendigkeiten ergeben (vgl. etwa Quensel 1982: 51; Scheerer 1993).

Die Ähnlichkeit dieses Argumentationsmusters mit Mertons Konzept des latenten sozialen Problems ist – denke ich – offenkundig. In beiden Fällen geht es zunächst um die Werte der Problemdefiniererinnen und -definierer: Diesen zufolge müssten „eigentlich“ die Verhaltensweisen oder Ereignisse S, T und X problematisiert werden. Es wird aber nur X problematisiert.

Bis hier lässt sich also eine Parallele zwischen dem „Objektivismus“ Mertons und definitionstheoretischem Denken ziehen. Hier endet sie aber auch: Merton sieht in der beschriebenen Widersprüchlichkeit das Ergebnis einer Wahrnehmungsverzerrung und meint, es sei Aufgabe der Soziologie, hier aufzuklären. Die Autorinnen und Autoren, die sich mit themafremden Problematisierungen befassen, gehen nicht von einer verzerrten Wahrnehmung der Problematisierer aus; sie treiben Ideologiekritik. Sie wird durch die Vorstellung der Unabhängigkeit von Verhalten und Zuständen einerseits und Definitionen andererseits ermöglicht. Die Differenzen, die sie zwischen Sagen und Tun der Definierer feststellen, schreiben sie oft verdeckten Herrschaftsinteressen, nicht aber verzerrten Wahrnehmungen zu.

Man wird also sagen können, dass die Ähnlichkeiten zwischen den theoretischen Positionen Mertons und denen der DefinitionstheoretikerInnen relativ groß sind. Das gilt auch für die theoretischen Positionen eines großen Teils der Soziologen, die sich Merton nahe fühlten – Robert Nisbet (z.B. 1971), Albert K. Cohen und James F. Short (1971) etwa. Auch sie betonen, dass der Problemcharakter unabhängig vom Zustand oder Verhalten analysiert werden muss, die als Probleme bezeichnet würden. Und wenn denn gar für die Bestimmung von latenten Problemen die Werte der Leute zum Maßstab erhoben werden, wo bleibt dann der Unterschied zwischen beiden Positionen? Dies aber gilt nur für die theoretischen Positionen. Geht es um Analysen konkreter sozialer Probleme – Malcolm Spector und John I. Kitsuse haben bekanntlich darauf hingewiesen – vergessen die „ObjektivistInnen“ ihre definitionstheoretischen Erwägungen. Dann geht es nur noch um ätiologische Fragen (vgl. 1977: 5f.).

*Tatsächlich also besteht wohl der behauptete Unterschied. Er lässt sich jedoch nicht mit dem Verweis auf die theoretische Position der Objektivisten deutlich machen.*

## **2. Soziologie der definitionstheoretischen Problemsoziologie**

Soziologinnen und Soziologen bleiben Soziologinnen und Soziologen auch, wenn es um die Entwicklung ihrer Wissenschaft geht. Sie glauben zwar, dass das, was sich unter Bedingungen wissenschaftlicher Freiheit durchsetzt, der Wahrheit nahe kommt, sie glauben aber nicht, dass dies die einfache Folge wissenschaftlicher

Diskussionen und Arbeiten ist. Genauer: Sie glauben, dass diese wissenschaftlichen Diskussionen und Arbeiten eingelagert sind in gesellschaftliche Prozesse und diese Prozesse auf die Diskussionen und Arbeiten sowie auf deren Ergebnisse einwirken.

So gibt es denn eine Reihe von Überlegungen, die darauf zielen, die gesellschaftlichen Vorgänge, die außerhalb der soziologischen Diskussion ablaufen, zu erörtern, die den bezeichneten Wandel der Soziologie sozialer Probleme verursacht haben könnten.

Axel Groenemeyer z. B. weist darauf hin, dass die definitionstheoretisch orientierte Soziologie sozialer Probleme sich zunächst in den USA etabliert hat. Dies sei vor dem Hintergrund der US-amerikanischen sozialpolitischen Tradition verständlich. Es sei in den USA nie um die „soziale Frage“ gegangen. Es habe sich deswegen auch nicht jene sozialpolitische Schlüsselattitüde herausgebildet, der zufolge soziale Probleme „mit einem Schlag“ zu lösen seien. Soziale Probleme galten wohl als ahistorische, unstrukturierte, „verstreute Situationen“, wie C. Wright Mills schrieb, denen man mit individualisierender sozialer Arbeit, allenfalls mit sozialen Reformen beizukommen versuchte. Sie wurden nicht als Ausdruck oder Element sozialstruktureller Entwicklungen verstanden. Ihre gewissermaßen kontextfreie Existenz ließ ihre spezifische Definiertheit erkennen (vgl. Groenemeyer 1999: 25 ff.).

Man könnte die späte Etablierung der definitionstheoretisch orientierten Soziologie sozialer Probleme in Europa, insbesondere in Deutschland auch als Erfolg sozialistischer Bewegungen und des Verblässens ihrer Ideen deuten. Mit Entstehen des wohlfahrtsstaatlichen Kapitalismus in Deutschland und der Verbreitung „post-materialistischer“ Werte treten klassische Probleme der materiellen Versorgung in den Hintergrund. Das Toqueville-Theorem, demzufolge soziale Bewegungen gerade nicht von verelendeten Massen vorangetrieben werden, gewinnt an analytischer Bedeutung.

Der Erfolg von Problemdefinierern variiert natürlich auch mit Merkmalen der politischen Struktur von Gesellschaften. Insbesondere Dieter Rucht (1994) hat auf die Bedeutung von Mobilisierungsstrukturen für den Erfolg/Misserfolg von problemdefinierenden sozialen Bewegungen hingewiesen. Er nimmt an, dass diese Strukturen mit der Regimestruktur, der Struktur der etablierten Interessenvermittlung und den Merkmalen der politischen Kultur variieren. Besonders chancenreich für soziale Bewegungen sei es, wenn sie auf folgende Ausprägungen der genannten Variablen träfen:

- im Blick auf die Regimestruktur: „eher mittlere Grade der Offenheit/Geschlossenheit des politischen Entscheidungssystems und staatlicher Stärke“ (1994: 313);
- im Blick auf die etablierte Interessenvermittlung: Im System der Interessenvermittlung dürften Bewegungsinteressen nur schwach verkörpert sein und in diesem System müssten mächtige, mit dem Staatsapparat eng verflochtene Interessenorganisationen der Gegner von Bewegungen wirken (vgl. ebd.);

– im Blick auf das dominante Muster der politischen Kultur: Es müsste sich hier um eine konfliktfreundige, konkurrenzdemokratische politische Kultur mit einer hohen kulturellen Resonanz der Bewegungsthemen handeln (vgl. ebd.).

Einige Thesen haben also offenkundig tautologischen Charakter. Rucht erläutert seine Thesen in seinem umfangreichen Werk sehr ausführlich, kann ihnen jedoch diesen Charakter oft nicht ganz nehmen.

Ergänzt werden diese ja eher politologischen Thesen von Rucht und Friedhelm Neidhardt (Neidhardt/Rucht 1993) durch die Formulierung soziologischer Thesen. Die Autoren gehen der Frage nach, ob mit neuen sozialen Bewegungen auf Dauer zu rechnen sei – eine Frage, die eine Soziologie der Soziologie sozialer Probleme natürlich zu interessieren hat. Sie bejahen diese Frage. Sie verweisen auf gesellschaftliche Differenzierungsprozesse, die sich in kollektiven Unzufriedenheitspotenzialen bemerkbar machten (vgl. S. 319). Zur Definition sozialer Probleme trügen solche Unzufriedenheitspotenziale unter zwei Voraussetzungen bei: Es müssten „sozial wirksame Mobilisierungsstrukturen“ (ebd.) und „strukturell verfestigte günstige Gelegenheiten“ für kollektive Aktionen vorliegen (S. 320). Was sie meinen, ergibt sich aus ihrer Antwort auf die Ausgangsfrage: Beide Voraussetzungen seien im gegenwärtigen Deutschland gegeben: (1) Mit der Ausdifferenzierung von Alters- und Geschlechtergruppen entwickelten sich „infrastrukturelle Bedingungen von in sich homogenen Netzwerken ..., welche die Mobilisierbarkeit unzufriedener Bevölkerungssegmente befördern“ (ebd.). (2) Die Erfolgswahrscheinlichkeit für kollektive Akteure sei relativ hoch, weil die massenmedial organisierte Öffentlichkeit einen wirksamen Resonanzboden gerade für unkonventionelle Aktivitäten bieten und weil soziale Bewegungen, die solche Aktivitäten betrieben, wegen ihrer Partizipationsforderungen von Parteien nicht absorbiert würden. Sie hätten deswegen auch keinen episodalen Charakter.

*Es gibt also eine ganze Reihe gut begründeter Thesen, die sich für eine Soziologie der Soziologie sozialer Probleme fruchtbar machen ließen, vor allem für die Erklärung der bezeichneten Tendenz zu einer definitionstheoretischen Orientierung dieser Soziologie.*

### **3. Wissenssoziologie sozialer Probleme?**

Einen umfassenden Versuch, die bezeichnete Tendenz zu erklären, hat Michael Schetsche vorgelegt. In seiner Arbeit „Wissenssoziologie sozialer Probleme“ (2000) will Schetsche eine Erklärung dafür liefern, „warum es im letzten Drittel dieses Jahrhunderts zur ... Änderung beim problemsoziologischen Paradigma gekommen ist“ (2000: 12). Schetsche greift nicht oder doch nur beiläufig – die hier wiedergegebenen Thesen auf. Das liegt daran, dass Schetsche in gewisser Weise erkenntnistheoretisch ansetzt. Er nimmt nämlich an – dies ist seine Hauptthese –, dass der skizzierte Wandel ein Wandel des ontologischen Status der Wirklichkeit selbst reflektiert (vgl. 2000: 46 ff.). „Die *sozialen Bedingungen* sind nicht mehr das, was sie einmal waren“, schreibt Schetsche (2000: 47). Geändert habe sich das

Verhältnis zwischen materieller und symbolischer Welt. Schetsche versucht, diesen Wandel mit Begriffen Jean Baudrillards zu beschreiben.

Baudrillard unterscheidet u.a. die – gegenwärtig an Geltung verlierende – „Ordnung der Produktion“ von der – gegenwärtig an Geltung gewinnenden – „Ordnung der Simulation“. In ersterer werde die materielle Welt symbolisch imitiert und systematisch produziert. Es bleibe die Vorstellung verbreitet, dass Alltags- und wissenschaftliche Wahrnehmungen Wirklichkeit wiedergäben, Fakten also erkennbar, Faktenbehauptungen als wahr oder falsch und von Fiktionen zu unterscheiden seien. In der „Ordnung der Simulation“ werde dagegen die Trennung von Realität und Fiktion obsolet. Zeichen bildeten nicht mehr die Wirklichkeit ab, vielmehr seien sie die einzige handlungsrelevante Wirklichkeit. Diese als „symbolisch“ verstandene Wirklichkeit gewinne eine solche Übermacht, dass die abbildungsgerechte, der „Ordnung der Produktion“ zugehörige Wirklichkeit unwichtig werde. Es entstehe das „Hyperreale“, in dem es keinen Unterschied mehr gebe zwischen Wahrem und Falschem (vgl. Schetsche 2000: 48 ff.).

Dem entspreche die Verbreitung eines neuen Problemtyps. Um diese Entwicklungen zu beschreiben, führt Schetsche den Begriff des „virtuellen Problems“ ein. Der Bildung dieses Begriffs liegt die Vorstellung zu Grunde, soziale Probleme folgendermaßen kategorisieren zu können: Es gibt „reale“ soziale Probleme. Die Behauptung der Existenz dieser Probleme ist dadurch gekennzeichnet, dass alle an ihr „Sachverhaltselement“ glauben. Alle sind überzeugt, dass es das Sachverhaltselement gibt. Ihr Problemelement könne dagegen strittig sein. Im Fall von „sexuellem Missbrauch“ zum Beispiel bestehe Konsens darüber, dass sexuelle Interaktionen zwischen Erwachsenen und Kindern stattfinden. Pädophile jedoch könnten bestreiten, dass es sich hier um ein Problem handelt. Daneben gibt es „virtuelle“ Probleme. Die Behauptung der Existenz dieser Probleme ist dadurch gekennzeichnet, dass auch das „Sachverhaltselement“ strittig ist. Dieser Problemtyp verbreite sich (Schetsche 165 ff.).

Der Soziologie sozialer Probleme sei es in der „Ordnung der Simulation“ nicht mehr oder doch immer weniger möglich, den Streit, ob die problematisierten Sachverhalte, das „Sachverhaltselement“ also, vorliege, auf der Basis so genannter objektiver Merkmale zu entscheiden. In der „Ordnung der Produktion“ habe diese Soziologie tatsächlich bestehende Merkmale noch ermitteln können. In der „simulativen Ordnung“ könne sie nur noch über das Ausmaß des gesellschaftlichen Konsenses hinsichtlich der behaupteten Sachverhalte befinden (ebd.: 220 f.).

Dies begründe die Dominanz definitionstheoretischer Positionen in der Soziologie sozialer Probleme.

Ich muss sagen, ich kann Schetsche hier nicht folgen. Dies will ich im Weiteren begründen.

Allgemein gesprochen scheint mir seine Argumentation Objektivismuslastig zu sein. Ganz einfach ließe sich zunächst fragen: Könnte es nicht sein, dass sich die Individuen, die mit Dingen umgehen, verändert haben, und nicht die Dinge? Zu verweisen ist etwa auf Luhmanns Individualisierungsthese (Luhmann 1989), der

zufolge sich das Individuum in funktional differenzierten Gesellschaften exklusiv zu definieren hat. Gesellschaft steht danach den Individuen gegenüber, sie setzen sich zur Gesellschaft ins Verhältnis – vor allem durch die Artikulation von Klagen und Ansprüchen. „Individualität ist Unzufriedenheit“, schreibt Luhmann. Früher als seine Vorgänger sei das heutige Individuum bereit, allerlei Bedrängnisse als Probleme zu definieren und sich damit über die Reaktionen darauf seiner selbst zu versichern (Luhmann 1989: 243).

Zu fragen ist auch, ob die Problematisierungen mit der Natur der Sache variieren, wie Schetsche meint. Vorstellbar ist ja, dass die Neigung zu problematisieren zugenommen hat. Vielleicht glauben wir ja immer weniger, was andere als Sachverhaltsexistenz behaupten.

Aber dies beschreibt nicht meinen Haupteinwand. Er zielt auf Schetsches Annahme, dass sich der ontologische Status der Bedingungen sozialer Probleme verändert habe oder doch zu verändern beginne – eine Veränderung, die durch einen grundlegenden, von Baudrillard beschriebenen Wandel des Verhältnisses „zwischen der materiellen und der symbolischen Welt“ verursacht sei (Schetsche 2000: 47). So schreibt Schetsche – Baudrillard erläuternd, aber ohne sich von ihm zu distanzieren: In der „simulativen Ordnung“ seien „soziale Probleme in Zukunft ausschließlich das Ergebnis von diskursiven Definitions- und Zuweisungsprozessen“. Sie seien dies, „weil soziale Phänomene nicht mehr über *reale Lebenslagen* bestimmt werden, sondern über die Diskurse, welche die Gesellschaft über sie führt“ (2000: 59). Gegenübergestellt werden also „reale Lebenslagen“ und „Diskurse, welche die Gesellschaft über sie führt“.

Dies scheint mir erkenntnistheoretisch nicht haltbar zu sein. Man kann nicht von einem Einerseits der Lage, der Ereignisse und einem Andererseits der Diskurse, der Definitionen reden. Es lässt sich die materielle Welt nicht von der symbolischen trennen. Genauer: Es lässt sich die Welt nicht in materielle und symbolische Elemente zerlegen. Die Dinge sind nie als solche da, sondern sind uns immer nur – um es in anderen Sprachen zu formulieren – als Texte, als Geschichten verfügbar. In diesem Sinne ist ein Bahnhof oder ein Stuhl ein Text oder eine Geschichte. Man kann auch nicht Dinge danach unterscheiden, ob sie ein materielles Substrat haben oder nicht, auf das sich eine soziale Definition gewissermaßen setzt. Was materielles Substrat heißt, ergibt sich aus unserer sinnlichen Erfahrung; sie konstruiert Materialität. Die Festigkeit eines Stuhls und seine Dreidimensionalität ergeben sich aus unserer Fähigkeit, zu tasten und zu sehen. Für Fliegen, so hört man, *ist* die Welt und also auch der Stuhl zweidimensional. Jegliche Wirklichkeit ist eine definierte oder – wenn man so will – eine Wirklichkeit von diskursiver Existenz.

Nun muss man sich natürlich nicht von Baudrillard distanzieren. Aber deutlich sollte schon werden, warum diese unterschiedlichen ontologischen Qualitäten behauptet werden. Bemerkenswert ist ja, dass Schetsche selbst die Differenz, die er hier behauptet, an anderer Stelle bestreitet. Sachverhalte seien selbst das Ergebnis von Definitions- und Zuschreibungsprozessen, schreibt er. Die von ihm eingeführte Gegenüberstellung von Sachverhalts- und Problemelement wird pragmatisch und



nicht erkenntnistheoretisch begründet: Die Soziologie sozialer Probleme sei gewissermaßen zuständig für den Problemteil eines problematisierten Sachverhalts. Dies besage nicht, dass der Sachverhaltsteil nicht das Ergebnis von Definitionen ist (vgl. Schetsche 1996: 14).

Ein Beispiel mag dies verdeutlichen. Es geht um die „Außerirdischen“. Es gibt Leute, die glauben, dass andere Leute von „Außerirdischen“ entführt werden. Viele glauben das nicht. Spielt es eine Rolle, dass letztere oft meinen, die wenigen anderen, die an die Existenz „Entführung“ glauben, seien „Spinner“, „Fantasten“? Tatsächlich gäbe es dergleichen ja nicht?

Natürlich nicht. Es gibt keine privilegierte Vorstellung darüber, was wirklich ist, die mit Qualitäten der Dinge begründet werden könnten. Zwar gibt es sozusagen Härtestufen der Wirklichkeit. Sie ergeben sich jedoch nicht aus der Qualität der Dinge, sondern sind Folgen der Unterschiede, die wir der Qualität des von uns Wahrgenommenen zuschreiben. Einige trauen ihren Augen und den Mitteilungen des Films, in dem uns gesagt und gezeigt wird, dass wir von Außerirdischen überfallen werden. Diese Mitteilungen sind für sie ebenso wenig „symbolisch“ wie die, dass das, was andere Tisch nennen, Brennmaterial ist. Allgemeiner: Was wirklich ist, hängt von der Autorität ab, die wir dem Medium zumessen, das uns sagt, was wirklich sei: Von der Autorität unseres Tastsinns z.B., aber auch von der Autorität des Priesters, der uns sagt, Gott gäbe es. Entsprechend der von Schetsche vorgeschlagenen wissenschaftlichen Arbeitsteilung wäre der Wissenssoziologie etwa die Aufgabe zu stellen, die Prozesse zu untersuchen, die bei denen, die von der Existenz des Sachverhalts „Entführung“ ausgehen, zur Definition dieses Sachverhalts geführt haben. Keineswegs aber besäße die Soziologie die Autorität zu sagen, dass es bei dem sozialen Problem „Entführung“ keine Sachverhalte gäbe.

Auf eine mögliche Auffangposition, die der Schetscheschen Argumentation folgen könnte, sei noch hingewiesen: Schetsches Wortwahl lässt zwar eigentlich keinen Zweifel, dass er mit „strittig“ oder „umstritten“ meint, die Behauptung, es existiere ein Sachverhaltselement, sei unter verschiedenen Menschen strittig. Aber nehmen wir einmal an, er meine mit „strittig“, eine Person sei sich im Unklaren, ob es sich um einen Sachverhalt handle. Auch dann würde sich die argumentative Lage nicht ändern. Da diese Person diese Zweifel hat, muss sie auch Zweifel daran haben, dass es sich um die Grundlage für eine Problemdefinition handelt. Bei einer entsprechenden Wertung wüsste sie nicht, ob es sich um ein Problem handelt oder nicht.

Man kommt nach allem nicht umhin anzunehmen, dass Schetsche jenseits menschlicher Definitionen existierende Wirklichkeitsqualitäten und Qualitätsdifferenzen unterstellt. Er sagt *nicht*: Bestimmte gesellschaftliche Entwicklungen verhinderten einen gesellschaftlichen Konsens darüber, was Sachverhalt ist und was nicht. Oder: Bestimmte gesellschaftliche Entwicklungen machen den Menschen den Definitionscharakter von Dingen heute klarer als früher. Er sagt: Der Charakter der Dinge habe sich verändert: Sie würden heute diskursiv bestimmt, früher – wie gesagt – über reale Lebenslagen.

Der Objektivismus wäre vermeidbar gewesen. Man kann ja einen Teil der Annahmen Baudrillards durchaus einbringen, auch in eine definitionstheoretisch orientierte Soziologie der Soziologie sozialer Probleme. Die Fundierung der Vorstellung, die – wenn man denn so will – „Ordnung der Simulation“ habe sich etabliert, lässt sich ja auch lesen als eine Darstellung des Zuwachses von problemdefinierenden Kapazitäten. Das wechselseitige Durchdringen von „realem“ Leben und Medienwelt erschwert danach die Unterscheidung beider Sphären. „Reale“ Lebenserfahrung werde durch die Abbildung von Erfahrungen einschließlich ihrer seelischen Verarbeitungen ersetzt. Die medialen Inszenierungen würden jedoch darauf hinwirken, die Illusion der Faktizität der Ereignisse aufrechtzuerhalten, heißt es bei Schetsche (vgl. 2000: 50f.). Mit der Häufigkeit solcher Inszenierungen steigen natürlich die Chancen, Problemdefinitionen zu verbreiten. Die Zahl der Adressaten dieser Inszenierungen nimmt zu und damit wohl auch die Zahl derer, die an die Existenz solcher Probleme glauben. Plausibel wird auch, dass im Sinne Schetsches die „virtuellen“ Probleme zunehmen.

Wohlgemerkt: Damit wird nicht die Existenz von Problemen unabhängig von der Problemdefinition der Definitionsadressaten und auch kein Wandel der Kategorien behauptet, mit denen wir diese sozialen Probleme wahrnehmen. Weiterhin muss man annehmen, dass sich in den Wahrnehmungen ein „Sachverhaltselement“ und ein „Problemelement“ in Problemdefinitionen unterscheiden lassen, die beide der Rekonstruktion durch die Soziologie – zum einen durch die Wissenssoziologie, zum anderen durch die Soziologie sozialer Probleme – zugänglich sind. Um bei der Begrifflichkeit Baudrillards zu bleiben: Der Unterschied zur Zeit der „Ordnung der Produktion“ besteht danach nur darin, dass es mehr Problemdefinitionsversuche gibt, dass auch öfter neue Probleme definiert werden. D.h., dass eine Reihe von Leuten nach derartigen Versuchen glauben, ein neues soziales Problem (mit Sachverhalts- und Problemelement also) bestehe, dass es andere gibt, die die Existenz dieser Probleme bestreiten, weil sie die Existenz des Sachverhaltselements bestreiten. Und es mag durchaus viele geben, die unsicher sind, ob es das Sachverhaltselement gibt.

Die Annahme ist plausibel, dass die Soziologie sozialer Probleme durch solche Entwicklungen mehr als früher auf den Definitionscharakter dieser Probleme aufmerksam wird.

#### **4. Theoretisch unbegründete Kritik an gesellschaftstheoretischer Enthaltbarkeit**

Es dürfte deutlich geworden sein – lassen Sie mich das zum Schluss noch anmerken –, dass mich die Grundlage der Schetscheschen Überlegungen – jene Stufen-Theorie Baudrillards – zunächst einmal insofern nicht überzeugt, als mit ihr eine Wandlung des ontologischen Status von Wirklichkeit behauptet wird. Vielleicht lässt sich mit dieser Theorie begründen, dass mehr Menschen als früher nicht mehr wissen, welchen Autoritäten sie glauben sollen: Ihrem Tastsinn z.B. oder den Pries-

tern. Das aber – wie gesagt – berührt den ontologischen Status der Wirklichkeit ja nicht. Aber dies einmal dahingestellt: Unbefriedigend an dieser Theorie ist ja auch ihr unpolitischer Charakter. Baudrillard sagt uns nicht, wie der von ihm in Teilen ja ganz richtig beschriebene, wenn auch wohl falsch gedeutete Wandel der kommunikativen Ordnung entstanden ist. Baudrillard zeichnet sich hier durch eine gewisse gesellschaftstheoretische Enthaltbarkeit aus.

Man fragt sich schon nach den bewegenden Kräften, die hinter solchen epochalen Entwicklungen stehen, wie Baudrillard sie beschreibt. Man fragt sich das und zögert sogleich mit einer Antwort. Schnell wäre auf die in der Gegenwart ja überaus deutlich erkennbare Entfaltung der Kapitalverwertungsinteressen zu verweisen. Aber die Ausarbeitung der Annahme, sie wirkten, gerät leicht in Widerspruch zu den definitionstheoretischen Orientierungen, die unseren Überlegungen zugrunde liegen. Muss man nicht, wenn man von Kapitalverwertungsinteressen spricht, annehmen, dass undefinierte gesellschaftliche Spannungen wirken – die Antagonismen der Klassen „an sich“ zum Beispiel?

Vielleicht empfiehlt es sich einfach einmal, Widersprüchlichkeiten in Kauf zu nehmen und Basisannahmen zu dementieren. Man sollte mal wieder Karl Marx lesen. Im 23. Kapitel des „Kapital“ etwa (vgl. Marx 1973).

## Literatur

- Albrecht, G., 1990: Theorie sozialer Probleme im Widerstreit zwischen „objektivistischen“ und „rekonstruktionistischen“ Ansätzen. *Soziale Probleme* 1/1: 5-20.
- Cohen, A.K./Short, J., 1971: Crime and Juvenile Delinquency. S. 89-147 in: Merton, R.K./Nisbet, R. (Hrsg.), *Contemporary Social Problems*. New York: Harcourt Brace Jovanovich.
- Groenemeyer, A., 1999: Soziale Probleme, soziologische Theorie und moderne Gesellschaften. S. 11-72 in: Albrecht, G./Groenemeyer, A./Stallberg, F.W. (Hrsg.), *Handbuch Soziale Probleme*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N., 1989: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band. 3. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Marx, K., 1973: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, 1. Band, Buch I: Der Produktionsprozess des Kapitals. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hrsg.), Karl Marx, Friedrich Engels, Werke. Berlin: Dietz.
- Merton, R.K., 1975: Soziologische Diagnose sozialer Probleme. S. 113-129 in: Hondrich, K.O. (Hrsg.), *Menschliche Bedürfnisse und soziale Steuerung*. Reinbek: Rowohlt.
- Neidhardt, F./Rucht, D., 1993: Auf dem Weg in die „Bewegungsgesellschaft“? Über die Stabilisierbarkeit sozialer Bewegungen. *Soziale Welt* 44/3: 305-326.
- Nisbet, R., 1971: Introduction: The Study of Social Problems. S. 1-29 in: Merton, R.K./Nisbet, R. (Hrsg.), *Contemporary Social Problems*. New York: Harcourt Brace Jovanovich.
- Quensel, S., 1982: Drogenelend. Cannabis, Heroin, Methadon: Für eine neue Drogenpolitik. Frankfurt/M.: Campus.

- 
- Rucht, D., 1994: Modernisierung und neue soziale Bewegungen. Deutschland, Frankreich und USA im Vergleich. Frankfurt/M.: Campus.
- Scheerer, F., 1993: Einige Anmerkungen zur Geschichte des Drogenproblems. Soziale Probleme 4/1: 78-98.
- Schetsche, M., 1996: Die Karriere sozialer Probleme. Soziologische Einführung. München: Oldenbourg.
- Schetsche, M., 2000: Wissenssoziologie sozialer Probleme. Grundlegung einer relativistischen Problemtheorie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Spector, M./Kitsuse, J.I., 1977: Constructing Social Problems. Menlo Park: Cummings Publishing.

Helge Peters, *Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Institut für Soziologie,  
Fachbereich 3 – Sozialwissenschaften, Postfach 25 03, 26111 Oldenburg.*

E-mail: [petra.menze@uni-oldenburg.de](mailto:petra.menze@uni-oldenburg.de)